

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 214.

Mittwoch, 13. September 1905.

20. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Am 13. September feiert Marie von Ebner-Eschenbach ihren 75. Geburtstag. 1830 zu Bistmar in Mähren geboren, heiratete sie 1848 den jetzigen Feldmarschallleutnant v. Baron von Ebner-Eschenbach. Eine große Anzahl Erzählungen sind von ihr veröffentlicht worden. Am bekanntesten sind wohl „Bogena“, die „Dorf- und Schlossgeschichten“,



„Das Gemeindefind“ und „Die arme Kleine“. Bekannt und geliebt sind die Parabeln, Märchen und Gedichte. Einige Dramen hat Marie von Ebner-Eschenbach ebenfalls geschrieben, so „Maria Stuart“, „Doktor Hitter“ und „Die Weibchen“. Die Baronin, eine geborene Gräfin Dubsky, lebt abwechselnd in Wien und Bistmar.



Strafkammer-Sitzung vom 11. Septbr. 1905.

Versuchter Betrug.

Der Wagenfabrikant Paul S. aus Wiesbaden kaufte von einem hiesigen Wagenfabrikanten einen Landauer und übergab die- selbe zur Dedung seiner Schuld ein Sparfassenbuch in an-

gebotener Höhe von 415 M. Das auffällige Benehmen des Ange- klagten bei Übergabe des Buches (S. steckte das Buch in ein Rouvert, welches er zulebte) machte den Lieferanten stutzig; er ging auf die Sparkasse und erfuhr dort daß der Sparfassenbe- trag bis auf 387 M. abgehoben war. Der Angeklagte bestreitet den ihm gemachten Vorhalt, daß mehrere Blätter, auf denen die Rückzahlungen verbucht waren, von ihm herausgegeben und durch neue Blätter ergänzt worden seien. Der Staatsan- walt beantragte wegen schwerer Urkundenfälschung unter Zuhil- nahme mildernder Umstände eine Gefängnisstrafe von 8 Mona- ten. Das Urteil lautete auf 2 Monate, wegen schwerer Urkun- denfälschung und versuchten Betrugs.

Beleidigung.

Der Barbier K. K. aus Ahmannshausen ist angeklagt, den Bürgermeister seines Ortes beleidigt zu haben. Gelegentlich eines von Kindern ausgeführten Obstdiebstahls, unter denen sich auch ein Kind des Angeklagten befand, wurde gegen dieses und noch einige andere Angeklagte, während, wie dem Angeklagten zugeordnet worden war, gegen andere, die auch noch beteiligt waren, keine Anzeige erfolgte. K. K. suchte nunmehr den Bürgermeister auf und machte ihm Vorwürfe darüber, sagte noch u. a., er habe falsch „hinab berich- tet.“ Auf diesen Ausspruch hin stellte der Bürgermeister Strafantrag. Der Angeklagte wurde in erster Instanz zu 100 Mk. Geldstrafe verurteilt. Das Gericht sprach den Angeklag- ten frei.

Ein gefährlicher Betrüger.

Wegen Betrugs in mehreren Fällen hatte sich heute der vorbestrafte Agent H. Hild aus Wiesbaden abermals zu verantworten. Einem hiesigen Dienstmann spiegelte H. vor, er würde ihm eine schöne Stelle verschaffen, wo er jeden Tag 5 Mark verdienen könne; auf diese Weise erschwindelte er sich einen Betrag von 15 Mark. Dasselbe Verfahren wandte er auch bei einem hiesigen Heizer an, welcher ihn durch Bier und Cigarren entschuldigte. Einen anderen Dienstmann wollte er für eine Filiale der Täglichen Rundschau nach Köln als Bu- reaudienster engagieren, ebenfalls mit einem täglichen Gehalt von 5 Mark. Bei dieser Gelegenheit erschwindelte er sich als Pro- vision 20 Mark. Der Angeklagte beruft sich in allen ihm zur Last gelegten Fällen auf eine mysteriöse Persönlichkeit Namens Gregor Schmidt-Brüssel, welcher laut polizeilicher Nachfor- schung nicht existiert. Es ist offensichtlich, daß H. ein gefährlicher Betrüger ist, der darauf ausgeht, die Beschränkung seiner Opfer zu seinem Vorteil auszunutzen, weshalb vom Staatsanwalt 4 Monate Gefängnis beantragt werden. Wegen vollendeten Betrugs in zwei Fällen erhält der Angeklagte sechs Monate Ge- fängnis. H. wird sofort in Haft genommen.

Körperliche Mißhandlung.

Der wegen Körperverletzung vorbestrafte Fuhrmann Karl Gies aus Biebrich sowie der vorbestrafte Tagelöhner Se- bastian Schlemmer sind angeklagt, mehrere junge Leute grundlos körperlich mißhandelt zu haben. Gegen das in erster Instanz gefällte Urteil, lautend auf je einen Monat Gefängnis, wird vom Staatsanwalt Berufung eingelegt. Der Staatsan- walt beantragt für Gies sechs Monate und für Schlemmer 4 Monat. Das Gericht verwirft die Berufung.

Körperverletzung.

Am ersten Osterfeiertag ging der vorbestrafte Steinbauer Hecker aus Biebrich mit einigen Kollegen einen verbotenen Weg. Auf dem Bursch „der Schütz kommt“ ergriffen drei die Flucht, während Hecker auf den Felschütz zuging. Auf des- sen Zurechtweisung bezog. Feststellung der Personallisten schlug H. auf den Schütz ein und brachte ihm mehrere Verletzungen am Kopf u. Arm bei, sodaß der Mann zu Boden stürzte. Gegen das schöffengerichtliche Urteil, welches auf 10 Tage Gefäng. u. 3 M. Geldstrafe lautete, legte der Staatsanwalt Berufung ein, und beantragt heute in Anbetracht der tatsächlichen Rohheit in der Handlungsweise des Angeklagten 2 Monate Gefängnis. Das Gericht erkannte auf 4 Monate, wozu noch 3 Mark Geldstrafe wegen Übertretung kommen.

Standesamt Biebrich.

Geboren: Am 21. August dem Dachdecker Christian Steeg e. S. — 28. dem Metzger Karl Richard Bauer e. S. — 31. dem Schreiner Friedrich Andreas Deuser e. S. — 1. Sept. dem Gärtner Karl Klein e. T. — 2. dem Straßenbahnkassierer Vol- thasar Schneider e. S. — 2. dem Schlosser Gustav Ernst Voh- nenfeld e. T. — 3. dem Fuhrmann Jakob Kremer e. S. — 5. eine uneheliche T. — 7. dem Tagel. Nikolaus Reih e. S.

Angehoben: Der Schuhmachermeister Adam Weigold und Sophie Luise Maucher, beide hier. — Der Schuhmacher Ben- zel Jekner zu Wiesbaden und Marie Elisabeth Tracht hier. — Der Tapezierer Karl Otto Koffel zu Biebrich und Marie Wer- fänger zu Quern. — Der Gärtner Gustav Reinhold Jekner zu Wiesbaden und Josefine Kremer e. S. — Der Metzger Georg Ernst Karl Dachenberger und Christine Dries, beide hier. — Der Molkeverwalter Johann Friedrich Vilbey zu Weihen- burg (Kr. Koblenz) und Amalie Karoline Kraus hier. — Der Oberassistent Wilhelm Gumpel hier und Emma Lina Köhler zu Hienbagen.

Verheiratet: Am 2. September: der Straßenbahnkassierer Adam Wembacher hier und Elisabeth Wender zu Wiesbaden. 2. der Kaufmann Karl August Wilhelm Christian Kortmann zu Wittenberg und Bertha Philippine Winkler hier. — 2. der Postassistent Karl Theodor May Stephan zu Frankfurt a. M. und Katharina Maria Kopp hier. — 2. der Hülfsweihensteller Karl Friedrich Wagenbauer hier und Lina Wagerer hier. — 3. der Tagel. Friedrich Kiehl und Eva gen. Anna Geibel, beide hier. — 4. der Polizeiverwalter Karl Friedrich Wittler hier und Maria Walther zu Coblenz.

Gestorben: Am 2. September: Karoline Reicher, 24 J. alt. — 2. der Zeitungsträger Theodor Römer, 68 Jahre alt. — 3. Helene Schmidt, 2 Monate alt. — 7. Wilh. Aloys Schmid, 4 Monate alt.

Uhren, Gold- und Silberwaren

empfehlen an aussergewöhnlich billigen Preisen Ph. Schlosser, Markt- straße 6. — NB. Reparaturen an Uhren und Goldwaren werden solid und billigst ausgeführt. Altes Gold und Silber wird Zahlung in genommen. 6445



Gute, billige Suppen

Man verlange ausdrücklich MAGGI'S Suppen mit dem „Kreuzstern“.

bereitet man in kürzester Zeit und ohne weiteren Zusatz als Wasser

mit MAGGI'S Suppen

Schneidmarke Kreuzstern.



Besser als alle anderen!

967/915

Gesetzlich geschützt!

Rabatt-Karte

D. R. G. M. 105 011

VON

Carl Claes

Wiesbaden, Bahnhofstrasse 10.

Wäsche, Weißwaren, Unterkleider

Strumpfwaren, Handschuhe

— Eigene Näherei und Strickerlei. —

Anweisung. Ich verleihe auf Verlangen bei Barinkünften für je 50 Pfg. des bezahlten Betrags eine Rabatt-Karte im Werte von 5 Pfg. Diese Karte klebe man in die auf der Innenseite der Rabatt-Karte vorgedruckten Felder. Sobald die 100 Felder besetzt sind, zahle ich für die Rabatt-Karte in bar. 2 Mark

Montecarlo.

Soeben ist in der unterzeichneten Buchhandlung die sensationelle Brochure:

Der Systemschwindel in Montecarlo

und die

sicherste Gewinnstmöglichkeit

erschienen. — Preis pr. Nachnahme Mk. 6.50

Jurany & Hensel's Nachf.

Buchhandlung

Wiesbaden, Wilhelmstr. 28

Alkoholfrei!

„Apfelgold“

Alkoholfrei!

reiner perlender Apfelsaft mit ausgesprochenem Fruchtgeschmack. Aerztlich empfohlen für Zucker-, Nieren-, Blasen-, Nerven- und Gichtleidende.

Alkoholfreie Getränke-Industrie, G. m. b. H.

Wiesbaden

Telefon 8070. Adolfsstrasse 5.

Die Flasche 30 Pf.

Die Flasche 30 Pf.

Schirme! Schirme!

Der Total-Ausverkauf dauert nur noch einige Tage. Am 15. September muss geräumt sein. Gelegenheit zu ganz fabelhaft billigen Einkäufen lässt man nicht unbenutzt. Reparaturen und überzogene Schirme wolle man längstens bis zum 15. d. M. abholen. 8537

S. de Gallois,
Hofschirmfabrik,
10 Langgasse 10.

Jagdwesten



Arbeitswämse

empfohlen in größter Auswahl

L. Schwenck, Mühlgasse 11/13,
Strumpfwaren und Tricotagen.

Astrologie.

Sterbedeutenkunft am Tage der Geburt. Aufschluss über das ganze Leben durch Ausarbeitung eines Horoskops. Amerikanische Astrologin hält Sprechstunden für Damen und Herren von 2-6 Uhr; Sonntags von 10-6 Uhr. Auf Verlangen auch zu anderen Stunden. 3900 Friedrichstraße 8, 1. Etage. (Auch brieflich mit genauer Angabe des Vornamens, des Geburts- jahres und des Geburtsdatums. — Rückporto.)

Bettfedern, Barchent, Federleinen

kauft man am besten und billigsten im

Bettfedernhaus Mauergasse 15.

Einziges Spezialgeschäft am Platze.

Streng reellste und billigste Bezugsquelle. Billiger und besser als jede Konkurrenz. Einfallen der Bettfedern im Beisein des Käufers durch große Abchlüsse und zum Teil eigene Fabrikation bis ich in der Lage, zu

ausserordentlich billigen Preisen

zu liefern.

Nur garantiert neue, gereinigte Ware

gelangt zum Verkauf.

Nähen der Barchents gratis!

6371



Nr. 214.

Mittwoch, den 13. September 1905.

20. Jahrgang

Morsch.

Roman von Friedrich Jacobsen.

Fortssetzung.

Nachdruck verboten.

Er gab dem Freunde die Hand und wandte sich, ohne ein Wort hinzuzufügen, nach Norden in der Richtung von Westerland. Seine hohe Gestalt verschwand allmählich zwischen den Dünen und Joseph schlug leusezend einen Fußpfad ein, der in wenigen Minuten nach dem ärmlichen Weiler hinunterführte.

Der friesische Gang, möglichst getrennt von dem Nachbarn ein unabhängiges Dasein zu führen, kam auch in diesem melancholischen Ueberrest einer dörflichen Ansiedlung zum Ausdruck; jeder Hausbesitz lag von dem anderen so weit getrennt, daß die einzelnen Bewohner einander kaum mit der Stimme erreichen konnten, und so füllten sechs Häuser die ganze Marschfläche aus, die sich gleich einer grünen Dose in die unfruchtbare Sandwüste hineinschmiegte.

Die Bauart dieser urfriesischen Wohnstätten war überall dieselbe; über einer niedrigen rothen Backsteinmauer erhob sich das hohe und von Moos durchfilzte Strohdach; eine quergeheilte Hausthür schied das Ganze in zwei Hälften — rechts von derselben lagen nach vorne Wohnstube und Kessel, nach hinten Küche und Vorrathskammer, während die linke Seite des Hauses durch den Stall und die zu diesem gehörigen Räumlichkeiten gebildet wurde.

Jedes Haus lag auf seiner Werft, hatte einen Ziehbrunnen und einen Gemüsegarten und war von einer schlammigen Grastheilstreife eingeschlossen; von Bäumen fand sich keine Spur, wohl aber herrschte das Bestreben, durch Anpflanzung von Fliederbüschen den fahlen Eindruck zu mildern. Wenn der Wind darüber hinstrich, dann lehrten die grünen Blätter ihre hellergefärbte Rückseite nach oben, und es ging wie ein fahles Leuchten von Busch zu Busch.

Als Joseph Richter sich dem zunächst liegenden, und von den wandernden Dünen am meisten bedrohten Hause näherte, schauerte der Wind heftiger auf und überschüttete ihn mit einem heftigen Sandregen. Es schien nach der stillen und warmen Hochsommernacht ein unfreundlicher Tag werden zu wollen, und das östliche Morgenroth kam über dem grauen Wattenmeer in einem dunstigen Schleier herauf. Die in der Ebbe glänzende Schlickfläche war von einer Schaar Rottgänsen, Wildenten und Regenpfeifern belebt, und die Wasservögel schrien durcheinander, als wenn sie Unheil verkünden wollten. Es war so ganz anders an diesem, dem Festlande zugewendeten Theile der Insel, wie draußen gegen Westen, wo die Nordsee ihre Wogen schaumgekrönt an den Fuß der Düne warf, und der einsame Nachtschwärmer schien den düsteren Charakter seiner Umgebung zu empfinden; denn er fröstelte zusammen und beeilte sich, das schützende Dach zu erreichen.

Die Thür war unverschlossen, wie es unter den Inselbewohnern Sitte ist; in dem dunkeln, von Lehm gestampften Hausflur mußte Joseph sich zurechtfinden.

Er horchte einen Moment nach der Wohnstube hinüber und ging dann mit leisen Schritten in den leeren Stall. Am Ende desselben lag eine kleine Kammer, die der Erbauer des Hauses

vielleicht als Gesinderäum gedacht hatte; sie war mit einem Bett und den nothdürftigsten Möbeln ausgestattet, und das Zwielicht des heraufsteigenden Tages fiel durch ein trübes, mit Spinnweben verhangenes Fenster herein.

In diesem arnseligen Raum hauste Joseph Richter.

Sonst, wenn er von seinem künstlerischen Frondienst gegen Mitternacht heimkam, pflegte er sich sofort todmüde auf das Lager zu werfen, oder höchstens nach einer Lohnzahlung zu überschlagen, wie viel Groschen er wieder für das nächste Ziel seines verfehlten Lebens zusammengeegigt hatte; heute war es zu spät geworden, um der Nacht noch einige Stunden Schlaf abzurufen, und die Erinnerung trat wie ein Gespenst mit ihm in die öde Kammer.

Er setzte sich auf den Rand des Bettes und legte den Kopf in die schlanken weißen Hände — in diese Hände, die allein noch von einer glücklichen Vergangenheit Zeugnis ablegten, und die dennoch vielleicht demnächst dazu bestimmt waren, in einem engen Maschinenraum Kohlen zu schaufeln oder sonst eine widerwärtige Arbeit der unteren Millionen zu verrichten.

Joseph Richter war nicht in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, aber er stammte aus einer Familie, die seit mehr als hundert Jahren den akademischen Kreisen angehört und dem Staate wissenschaftlich gebildete Männer geliefert hatte.

Auch die Kunst der Musik war in dieser Familie erblich gewesen, und so trug ihr letzter Sproß an einer doppelten Belastung — es war die Sicherheit, welche der Kampf mit dem wirtschaftlichen Leben gewährt, in seiner Seele abhanden gekommen, und seine Nerven waren dadurch geschwächt, daß eine einseitige künstlerische Begabung in ihm auf die Spitze getrieben wurde.

Er hatte als staatlich angestellter Chemiker die Sorgen des Tages nicht gekannt, und die Musik war ihm bisher nur eine Erholung nach dem abgemessenen Arbeitspensum gewesen; nun stand er auf einem schwankenden Boden, der gesicherte Erwerb hatte ein Ende genommen, und das Tändeln mit der Kunst wurde zu einem bitteren Kampf um das Dasein.

Wie anders geartet war jener Mann, der jetzt so ruhig und gelassen durch die Dünen schritt, als ob er unter dem Schutze der Geseze mit Tausenden seinesgleichen über die Wiener Ringstraße promenierte! Ein Sohn der wilden Natur und ein Emporkömmling aus der Hese des Volkes.

Franz Schubert entstammte einem Tiroler Bauerngeschlecht. Seine Vorfahren hatten das Vieh auf der Alm gehütet, sie hatten mit dem Fels um eine Aderrolle gekämpft, ihr Heim war mehr als einmal von der Bahn in die Tiefe gerissen worden.

Sie waren Wildschützen gewesen und Breuler gegen das Gesez; immer hatte der stolze Gang nach Freiheit ihr Denken und Handeln beherrscht, und was sie für recht hielten, das machten sie nicht mit dem trockenen Buchstaben des Paragrafen. Auf Handeln gaben sie mehr als auf Wissen. Dennoch hatte

Franz es durchgeseht, daß er auf die Schule zu Innsbruck gehen würde und hätte in Wien das Studium der Medizin betreiben dürfen.

Er hatte sich im Laufe der Zeit in dieser korrigen Vatersfamilie eine Summe von Intelligenz aufgesammelt, die schließlich bei dem letzten Spruch zum Ausbruch kam; die Energie der angeerbten Kraft konnte der Intelligenz zu gute kommen, wenn aber das Schicksal es anders wollte, dann mochte das Gegenheil eintreten und eine sichtliche Gefahr für den Träger dieser zweifachen Mächte daraus erwachsen.

Bis zu der Entfaltung einer modernen Verbrechenatur.

In dieser trübten Morgenstunde und unter dem Eindruck eines unerwarteten Wiedersehens legte Joseph sich zum erstenmal die Frage vor, ob der Mann, den er seit Jahren seinen Freund nannte, dessen geistige und ethische Entwicklung er auf der Hochschule mitverlebt hatte — ob dieser Mann denn wirklich einen Gang besaß, der ihn das Gesetz verachten ließ, und der ihn mit dämonischer Gewalt zum Bruch desselben trieb.

Denn daß Franz Schubert thätigst gegen die heftigsten Normen der menschlichen Gesellschaft, gegen die Wahrheit vor Gericht gestreift hatte, darüber konnte der nächste Freund am wenigsten im Zweifel sein — wußte Joseph doch selbst am besten, daß auch seine eigene Natur unter dem Einfluß einer heimlichen Macht stand.

Der Fuch seines Lebens war das Weib.

Seitdem ihm der erste Bart keimte, waren die Mädchen und die Frauen in ihm vernarrt gewesen. Die letzteren vielleicht noch mehr; denn seine Schönheit trug leiblich und geistig ein weiches Gepräge, und das gereifte, erfahrene Weib konnte ihn leicht unterjochen.

Er war kein Schürzenjäger im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber es fehlte ihm die sittliche Kraft des Widerstandes, und wenn ihm Liebe entgegengebracht wurde, so fragte er nicht lange, ob sie aus einer sanfteren oder trübten Quelle floss.

So war es auch, als jene vom Süden durchglühete Frau in seinen Gesichtskreis trat, die ein spöttisches Schicksal an den älteren, kühlen und unliebenswürdigen Nordländer gefesselt hatte.

Wenn Joseph an ihrer Seite saß und die Lieder seiner Heimat spielte — jene Längs, die von dem Mondlicht der Pustta durchweht waren — dann flossen wohl nicht die Seelen der beiden Menschen zusammen, aber ihre Augen ruhten ineinander und redeten eine verbotene Sprache. Bis unter den Bäumen des Parks, in dem Zwielicht eines reichen Sommerabends, und unter dem Eindruck der Abschiedsstunde der Gedanken zum Wort wurde.

Sie hatten sich zufällig getroffen und waren nebeneinander hergegangen; dann kam die schmale Bank, auf der sie dicht zusammenfanden, so daß der Körper des Weibes des Mannes berührte, und zuletzt war — sie wußten beide nicht wie — der Moment gekommen, wo Senta ihre Arme um Josephs Nacken warf und ihr Haupt an seine Schulter lehnte.

Es war nicht von Liebe zwischen ihnen gesprochen worden, sie hatten auch keine Zeit dazu gehabt, ihre Gefühle auszutauschen — die Stimmen der beiden Männer waren plötzlich in ihrer Nähe laut geworden und hatten sie auseinandergejagt.

In dem unausgesprochenen Empfinden einer Schuld.

Joseph wußte, daß Franz sie gesehen hatte. Er wußte es damals noch nicht, es war ihm noch zweifelhaft, als sie beide in jener schredlichen Stunde vor den Schranken des Gerichts standen — aber später, nach ihrer gemeinsamen Flucht, war es ihm klar geworden.

„Ich bin vor dem Gesetze schuldig, aber in meinem Gewissen habe ich recht“, so hatte Franz gesprochen, als sie in der ersten Nacht über den Grat des Gebirges stiegen, und dann hatte er ohne Groll, aber mit Ueberzeugung hinzugefügt:

„Leider ist es umgekehrt.“

Das letztere war wenigstens zum Theil richtig.

Wenn die Geschworenen aus den vorgelegten Beweisen die Ueberzeugung schöpften, daß Joseph seinen Freund zu dem Meineid verleitet habe, so unterlagen sie einem menschlichen und verzeihlichen Irrthum; Joseph hatte in Wien gar nicht erfahren, daß Franz in Innsbruck als Jüngling vernommen werden sollte, und er hatte ihn daher auch nicht in seiner Aussage beeinflussen können, aber dennoch machte Schubert recht haben, wenn er von einer moralischen Schuld sprach.

Denn ohne den Anfang wäre das Ende nicht gewesen.

Aber er, der seine Hand vor Gericht zum Meineid aufgehoben hatte — er sprach sich selbst moralisch frei.

Jedesmal wenn Joseph in seinem einsamen Gräbchen bis an den Punkt gekommen war, stand er vor einem psychologischen Räthsel.

Er wußte nicht, aus welchem Grunde der junge Arzt, dem nach schweren Kämpfen, endlich das Leben offen stand, freiwillig

neben der städtischen Schenk des Verdrachens auch die ungeheure soziale Gefahr auf sich genommen hatte, von seiner gesellschaftlichen Höhe plötzlich in die Tiefe der Menschheit gestochen zu werden.

Das thut man vielleicht um sein Leben zu retten, oder um den Jirnis auf seiner Ehre unberührt zu erhalten, aber in seltenen Fällen aus Liebe und Freundschaft.

Joseph wußte, daß Franz Schubert niemals in seinem Leben ein Weib geliebt hatte, und daß er ebensowenig jemals von einem Weibe geliebt worden war. Er scherzte sogar darüber in einer freilich etwas bitteren Art, daß sein Neugeres nicht für Frauenaugen geschaffen sei, und daß er sich daher an der Freundschaft schadlos halten müsse, aber ein verständiger Mensch könnte doch erwarten, daß der Freund eine heroische That begehen wird, bloß um den anderen vor der Pistolenkugel des eifersüchtigen Gegatten zu schützen!

Wer die Hand nach seines nächsten Weib ausstreckt, der muß sich die Folgen unter allen Umständen gefallen lassen, und nur ein Narr könne es sich beikommen lassen, in solchen Fällen der Bruchschild des Freundes sein zu wollen.

Joseph hatte so lange in Gräbchen verfunken dageessen, daß er nicht bemerkte, wie es im Hause allmählich lebendig wurde.

Es kam im leichten Schritt an die Kammerthür, und es schien jemand am Schlüsselloch mit angehaltenem Athem zu hochen; dann schlich sich's wieder davon, und man begann das Federvieh zu gackern, als wenn es von einer wohlbekannten Hand gefüttert würde.

Joseph erhob sich von dem Rande seines unberührten Lagers und schaute durch die blinden Fenster Scheiben; die Sonne mußte über den Horizont herauf gestiegen sein, und das Wattenmeer athmete unter der neubeginnenden Fluth, aber der Himmel war schwer umwölkt, und die blaugrünen Palme eines nahen Schiffsbuchs flatterten im Winde.

Der übernächtigte Mann kühlte sich das Gesicht in der irdenen Waschkübel, die mit gelblichem Zisternenwasser angefüllt war und ordnete mit einer gewissen halbunbewußten Kletterie seinen einfachen Anzug.

Es hing ein kleiner, gesprungenes Spiegel über seinem Waschtisch, und als er sich in diesem betrachtete, mußte er unwillkürlich lächeln — Haar und Bart waren etwas verwildert und würden in einem Salon keinen guten Eindruck gemacht haben; aber in diese wilde und einsame Natur paßte seine Erscheinung hinein, und man hätte glauben können, daß einer jener Vileböhler wieder auferstanden sei, die aus fremden Landen herübergekommen war und der Sage nach durch die List eines Weibes in die Keller der längst verschütteten Burg zu Manikum gesperrt wurden.

Alles sie noch immer ihrer Erlösung harren — zur Strafe dafür, daß sie ihre Hand nach einer kranken Tochter Ehlis ausgestreckt hatten.

Joseph verließ seine Kammer und ging durch den Stall nach dem Hausflur, die Hühner wichen ihm kaum aus, sie waren den Gast schon gewohnt und pöckten gierig das Futter, das ihnen von einer pflegenden und sorgenden Hand hingestreckt worden war.

Vom Hausflur sah man durch eine offene Thür in die dunkle, rauchige Küche. Auf dem alterthümlichen Herd brante ein schwefelndes Torffener; bisweilen schlug die Flamme etwas höher empor und beleuchtete flüchtig den blonden Kopf eines jungen Mädchens, das in Rod und Nieder — der fleisamen Solter Tracht — vor einem an der Kette niederhängenden Kessel stand.

Es flogen die Funken, und sie trocknete sich mit der Schürze die Augen gegen den bestehenden Rauch — aber es war keine anmuthige Bewegung, sondern sie that es mit einer gelassenen Ruhe, die den Friesenstamm auszeichnet, und jede überlieferte Thatfache als etwas Selbstverständliches hinnimmt.

Fortsetzung folgt

Darlings Glück und Ende.

Skizze von Johanna Junl-Friedenau.

(Nachdruck verboten.)

Im Centrum Berlins herrschte reges, geschäftliches Treiben, besonders in der Nähe der Stadtbahn, wo das Gewoge der Menschen sich verquicht mit dem Rollen der Droschken, dem Geräusch der Lastwagen, dem Gellengel der Elektrischen- und Pferdebahnen und dem Vorbeifahren der Stadtbahnzüge. Unter einem Bogen desselben, in einer kleinen Querstraße liegt das Depot des Tiereschuttsvereins. Hier war der Lärm geradezu unerträglich; denn es bellte, kläffte und heulte in allen Tonarten. War doch jede Gattung vom edelsten Maffehund bis zum struppigen Straßentöter hier

Peter war während des Fezens, als das Mädchen die vergessenen Streichhölzer holen ging, über die Kofeln in das Innere des Dienstloches spaziert, und nun machte ihm die zunehmende Hitze das Lager unbehaglich.

Glücklich gelang es, ihn herauszuziehen, aber noch Wochenlang zeugten die versengten Haare von dem Abenteuer. Nicht einmal die geheiligten Räume des Küchenschrautes waren vor ihm sicher, und die Frau warf einst erschreckt einen Kochtopf auf die Erde, als sie Peter darin schnarchend fand. Wie freute sie sich, wenn sie ein Mäuslein gefangen! Sie warf es hoch in die Luft, fing es wieder auf, jagte es in der Küche umher, ergriß es wieder und schlüpfte in die offene Schlafstubentür zur Chaiselongue, wo sie es meiner schlafenden Herrin in die Hand legte! Zwar hatte meine Herrin für diesen Liebesbeweis kein rechtes Verständnis, denn sie warf sie zur Tür hinaus und die Maus ins Wasser. So vergingen einige Jahre in schönster Eintracht, als ich zu fühlen anfang, daß mich meine Gebieterin vernachlässigte, mich oft tagelang nicht ansah.

„Das Bellen des Hundes macht mir Kopfschmerzen,“ sagte sie ihrem Mann, „der Darling muß fort, später mag er wieder kommen.“

Ich sah sie betrübt an; einen Augenblick schien die alte Zuneigung wieder in ihr zu erwachen, sie nahm mich auf den Arm, streichelte mich und sagte: „Ja, mein Darling, so geht's im Leben, jetzt mußt du Platz machen, aber wir holen dich wieder.“

Am Nachmittag desselben Tages nahm mich mein Herr an die Leine und ging mit mir auf den Bahnhof. Ich kletterte nicht wie sonst auf die gepolsterten Sitze, sondern blieb am Boden sitzen; ahnte mir doch Schlimmes. Bald kamen wir auf einem sandigen Dorfe an; viele unseres Geschlechts fand ich hier; schmutzige, struppige Bauernhüter, die mich, den sauberen Stadthund, mit feindslichem Gebell umkreisten. Bei den Leuten, zu denen wir kamen, schien mein Herr bekannt, denn sie waren sehr freundlich zu uns. Ich bekam schöne Milch, und vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungen, hätschelten und liebten mich. Mein Herr fuhr heimlich ab. Aus Schmerz fraß ich zuerst nicht, aber der Hunger zwang mich bald an den Futternapf. O weh; welch ein Unterschied! Dort Fleisch, Sauce und Brot, hier Erbsen, Reis, Kartoffeln, nicht einmal einen Knochen; denn mein neuer Herr war Vegetarier. Mit Entsetzen gedachte ich noch der zähen Pflanzentafel, der Gaser- und Bohnensuppen! Zu dem allen gab's noch einen Haushund, „Männe“ mit Namen, der mir mit wahrer Virtuosität die wenigen guten Bissen vor'm Munde wegschnappte. Die größte Plage waren indessen die Kinder. Sie spannten mich vor dem Puppenwagen, in den sie ihr jüngstes Schwesterchen setzten, ließen den Hampelmann auf mir reiten, steckten mir Steine in die Ohren, bewarfen mich mit Sand und ließen mich, mit Purpurröthen angetan, „schön“ machen. Und ich war doch schon vier Jahre und recht bequem! Wie bald hatten sie meine Wasserteile entdeckt und versuchten nun, — gleich wie es Mama mit ihnen machte — mich zu baden. Sie hielten ihre kleinen Finger eiskalten Brunnentwassers, und wenn ich, nichtsahnend, mich lässig in der Sonne streckte, brauste der kalte Strahl auf mich hernieder, so daß ich prustend und zähnelappernd davonlief, verfolgt von der vor Vergnügen aufjauchenden kleinen Schar. Dabei übermannte mich einst der Zorn; ich biß die übermütigste, die größte von ihnen, in die Hand. Sie heulte jämmerlich; es gab ein großes Geschrei und Gezeter und, nachdem ein paar Birkenruten auf mir zerschlagen waren, gab man mich fort, zu einem Schuhmacher. Dort gab's besseres Futter, aber um meine Freiheit war es geschehen. Ich kam an die Kette. Das hielt ich nicht aus; ich heulte so laut, daß das ganze Dorf zusammenlief und mich der Meister gern einem Bahnwärter, der gerade seine Stiefel abholen kam, für einen Schinken und eine Mandel Eier verkaufte. Ich lebte wieder auf; hier fand ich einen guten Tisch und keine Kinder. Wie freute sich mein Hundegemüt an der friedlichen Stille, die nur durch die vorbeifahrenden Büge unterbrochen wurde. Ohne Furcht sah ich die schnaufende Dampfmaschine und neugierig kletterte ich in die Wagen. Mancherlei Schönes sah ich da; ganze Waggons voll Kinder, Hammel und Schweine, die zum Schlachthof gefahren wurden, was ich von meinem Herrn erfuhr, der mir dabei sagte: „Nicht Darling, das wäre ein Braten für uns.“ Wer beschreibet meine Freude, als ich eines Abends meinen einsigen Herrn auf dem Bahnhof kommen sah! „Der fährt nach Berlin,“ geht es mir durch den Sinn, und flugs, ehe er mich sieht, springe ich schnell in ein leeres Coupé. Der Bahnwärter ruft mich; ich bleibe ganz still und höre

vertreten. Kleiner, niedliche Schönhäutchen und schlauke Borsjays, glattharige kleine Windspiele und kräftige Leonberger, kurz eine reiche Auswahl für Liebhaber.

Ein kleiner, schwarz und weiß gefleckter Terrier, nicht ganz reinen Blutes, zu schlant und hochbeinig, sah betrübt mit gesenktem Kopfe in einer Ecke; manchmal schaute er mit seinen klugen Augen nachdenklich in das Gewühl, aber nur ein leises Wimmern kam aus seinem Munde.

„Wau, wau,“ klang's da dicht bei ihm und ein echter Rassebruder legte liebevoll seinen Kopf auf sein Fell, „wau, wau, warum bist du so traurig? Gesfällt es dir hier nicht bei uns, Darling? Sieh' nur einmal drüben, die kleine, braune Lady, wie sie uns anschnachtet.“

„Die kann mich nicht locken, ich denke an meinen Peter,“ entgegnete Darling.

„Dein Peter? Ein Hund!“ fragte erstaunt Tom, der echte Terrier.

„Nein, sie stammte aus untergeordneter Familie und war eine kleine, graue Kaze. Aber ihre Mutter hatte auf der Ausstellung eine Prämie bekommen, und sie bringt es sicher auch noch dahin, so elegant und zierlich ist sie. Ihr Fell ist sammetweich und glänzend und ihre Augen leuchten im Dunkeln wie feurige Kohlen. Und nun soll ich sie und meine Liebe Herrin nie, nie wiedersehen!“

„Sei nicht so niedergeschlagen,“ tröstete Tom, noch dazu um eine ganz gemeine Kaze! Erzähle mir lieber aus deinem Leben, vielleicht ist dir zu helfen, ich werde heute abend, wenn alles schläft, mich zu dir schleichen.“

In der Dunkelheit saßen richtig die beiden Hunde beieinander und Darling begann:

„Meine Mutter kenne ich nicht; ich habe sie nie gesehen; nur dunkel erinnere ich mich, daß ich mich eines Morgens in den weißen Armen einer jungen Frau, meiner Herrin, fand.“

Sie gab mir ein weiches Lager und löste mir Milch aus einer Flasche mit einem Gummipropfen ein. Meine Mutter hatte mich der vielen Geschwister wegen nicht ernähren können, und so war ich versenkt worden. Meine Herrin behandelte mich sehr gut; sie hat mich sehr lieb gehabt und mir die seltensten Lederbissen gegeben. Dafür hing ich mit hündischer Treue an ihr, bis Peter nach Jahr und Tag einen Teil meines Herzens einnahm. Vieles lernte ich in der Zeit, Pfötchen geben, springen, tanzen, apportieren nach allen Regeln der Kunst. Auch singen konnte ich, obgleich mir jedesmal recht traurig zu Mute wurde, wenn meine Herrin irgend ein Lied anschnitt, und ich in derselben Tonart weiter heulen mußte, wofür es dann allerdings zwei Stücken Zucker gab.

„Weiter, weiter,“ mahnte Tom.

„Ja, ja, aber von meiner Herrin muß ich dir noch erzählen. Oft nahm sie mich auf ihren Schoß und sprach von ihrem Leben. Wie sie so viel allein sei, da der Herr den Herrn die meiste Zeit des Tages fern hielt und wie schade es sei, daß ich kein Menschenkind sei. Mir war das sehr lieb, denn ich konnte Kinder nie leiden und mir ahnte, daß durch ein Kind noch einmal mein Unglück hereinbrechen würde. Aber der Herrin standen dabei die Tränen in den Augen; sie streichelte mich und nannte mich ihren Liebling. Sie wurde nicht zornig, wenn ich einmal ihre Schuhe zerlante oder ein Stück vom Teppich abriß oder dem Großvater, als er uns besuchte, ein Loch in seinen neuen Rock biß. „Du bist ein Schlingel,“ sagte sie wohl dann, aber die Peitsche gab es nie. Oft durchstreiften wir Stundenlang die Stadt und auf einer solchen Wanderung war's, als ich Peter kennen lernte. In Schöneberg, in einer Leihbibliothek, fanden wir sie jämmerlich miauend hinter dem Vaventisch sitzend. Die Kinder hatten ihr den Schwanz in eine Fackel gesteckt. Der Geschäftsinhaber zankte mit den Kindern, die Frau mit der Kaze und drohte, sie ins Wasser zu werfen. Meiner guten Herrin tat das leid; sie knöpfte sie in ihren Mantel und nahm sie mit. Wie gut haben wir beide miteinander gelebt! Wie gab sie mir Ursache, sie anzumurren; nie spürte ich ihre Krallen; nachts schliefen wir zusammen in einem Korb und am Tage fraßen wir aus einem Napf. Dabei drängte sie sich nicht vor, sondern wartete bescheiden auf die Bissen, die ihr zufließen. Und wie weit konnte sie spielen! Zu jede offene Spindentür trieb sie die Neugier, und ich hielt Wache davor. Wie niedlich kroch sie in die Schuhe der Frau und wie zierlich drehte sie sich im Zylinderhut des Herrn herum. Eines Tages war sie nirgend zu sehen; man suchte sie vergebens. Da hören wir plötzlich jämmerliches Miauen; ich soll sie suchen, weiß aber auch nicht gleich Bescheid, bis ich in die Nähe des Ofens komme; richtig, daher kommen die Klageböden!

„Nun, ich habe mich sehr freuen, dich hier zu sehen.“ „Der wird dir auch sehr bei mir.“ lautet die Antwort. Der Zug setzt sich in Bewegung und endlich sind wir in Berlin. Alles steigt aus, ich auch und sehe eben meinen Herrn, wie er die Bahnhofsleiter hinunter gehen will. Da springe ich auf ihn zu, umtreibe ihn laut bellend, niese laut vor Freude, stürme in weitem Bogen schweißwedelnd die Treppe hinunter und wieder zurück, hoch an ihm hinauf, daß beinahe ein altes Fräulein dabei zu Falle gekommen wäre. Mein Herr schien gar nicht zu begreifen, wo ich mit einem Male herkam. „Na, Darling, du Schelm, du, was mache ich nun mit dir?“

Ich spiße die Ohren und heule ganz wehmütig. Er versteht mich und nimmt mich mit. Schon von weitem sehe ich unser altes Haus dicht bei der Kirche; unten die räumliche Destillation, auf der anderen Seite der dunkle Kleiderladen; ich rieche mit Freude die dumpfe Luft im Hausflur, springe die steilen Treppen hinauf und warte auf den Herrn. „Ganz leise, Darling,“ sagt er, „sonst darfst du nicht mit.“

Ich wurde sogleich auf den hinteren Korridor gesperrt und sogar festgebunden.

Peter ist natürlich außer sich vor Freude, er streicht schnurrend um mich herum und miaut.

Bald erfahre ich von ihm, daß unsere Herrin krank liegt und wir beide nicht zu ihr dürfen. Jeden Tag zur bestimmten Zeit komme der Arzt, und der Herr sei still und ernst. Und so war es auch. Oft kam der Herr und streichelte mich, aber hinein kam ich nie. Erst ein paar Tage darauf gelang es mir; ich hatte meine Beine zerknabbert und leise schlich ich in die offen stehende Schlafstübtür. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen und in dem Bett lag ganz bleich meine liebe Herrin.

Schweißwedelnd trotte ich leise zu ihr hin; ich denke, sie wird vor Freuden aufjubeln, daß sie mich sieht. Aber nichts von alledem. „Ach, Darling, da bist du ja,“ sagte sie und wendet sich sofort nach der anderen Seite des Bettes, wo in einem Korbe etwas liegt. Neugierig laufe ich näher und o weh, ich sehe ein ganz kleines Kind, welches eben zu weinen anfängt und sogleich von meiner Herrin herausgenommen und mit den herzlichsten Schmeichelnamen gerufen wird. Wie sie das kleine Ding nun gar herzt und küßt, und des Küssens gar kein Ende finden kann, da halte ich mich nicht länger. Hier, wo ich, nur ich hingehöre, soll ich wieder verdrängt werden, durch ein Kind — das lasse ich nicht zu, und blitschnell springe ich hinaus, um mich vorzudrängen und trete nur mit einer Pfote etwas auf das winzige Geschöpfchen, als auch schon die Frau gellend aufschreit. Im Nu hat mich eine Faust gepackt, ich werde eingesperrt, und am Abend desselben Tages war ich hier. Nicht einmal den Peter habe ich wiedergesehen.

„Deine Geschichte ist traurig, ich weiß dir nicht zu helfen; vielleicht holt dich dein Herr wieder,“ tröstete ihn Tom. „Nun ist es spät geworden, und wir wollen schlafen.“

Zwei Tage nachher hatte der Tierarzt Dienst. „Ist etwas besonderes vorgefallen?“ fragte er.

„Nichts, nur der Hund, der Sonnabend eingeliefert ist, ein Bastard vom Terrier, soll vergiftet werden. Der Herr mag nicht, daß er in andere Hände kommt.“

„So, so, wie heißt das Tier?“

„Darling.“

„Liebling?“ Na, dann holen Sie ihn nur gleich heraus, ich werde es gleich besorgen. . . .



Seltene Kirchen.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß es in Europa eine Anzahl besetzter Kirchen gibt. Die stärkste befindet sich in Komarow in Rußland. Die Mitgläubigen in Rußland waren eine Sekte, die lange Zeit auf das grausamste verfolgt wurde und bei verschiedenen Anlässen brachen deshalb Bürgerkriege aus. Die Väter hatten infolgedessen ihre Kirche in Komarow in eine Festung verwandelt, die heute noch imstande ist, einer Belagerung Trost zu bieten. An günstigen Stellen sind große Kanonen aufgestellt, und die erforderliche Munition wird in der Kirche selbst aufbewahrt. Die besetzte Kirche der Mitgläubigen, wie diese Festung genannt wird, wurde verschiedene Male belagert, aber die Einwohner haben stets mit Erfolg die Angriffe der Truppen des Zaren zurückgeschlagen.

Die Kirche von Luz, im französischen Departement des Hauts Pyrénées, welche ursprünglich den Tempelherren, die sie zur Festung umbauten, um die Angriffe der Sarazenen und Spanier abzuwehren. Die Dächer waren mit Vorderladerkanonen bewaffnet, womit auf die angreifenden Truppen geschossen wurde. Heute ist diese Festungskirche von einem 16 Fuß hohen Wall umgeben, dessen Spitze feste Zinnen mit Schießscharten trägt, aus denen die Tempelritter Wurfgeschosse auf ihre Feinde schleuderten.

Unter den merkwürdigen Kirchen der Welt nimmt die St. Antonius-Kapelle der Wallfahrer Salzminen, einige Meilen von Krakau in Polen, einen ersten Rang ein. Die Kapelle zeigt einen Altar, ein Kreuz und Heiligenstatuen in Lebensgröße, alle aus reinem Salz. Sie wird beleuchtet durch mehrere große Kandelaber aus kristallinischem Steinsalz, das einen wunderbaren Glanz ausstrahlt.

Die Kapelle der Verkörperung Christi in Jamestown auf Rhode Island, Vereinigte Staaten, ist auf Rädern gebaut, so daß sie nach verschiedenen Teilen der Insel gefahren werden kann, um die Arbeiten der Episkopal-Mission, der sie gehört, zu erleichtern. Die fahrbare Kirche ruht auf breiten Eisenträgern. Die Wände bestehen aus hartem Kiefernholz. Wenn die Kirche längere Zeit an einem Orte bleibt, wird das Räderwerk hinter einer Holzverschalung verborgen. Die Kapelle mißt 18 Fuß in der Breite und 27 Fuß in der Länge; sie enthält Sitze für hundert Personen, eine Kanzel, eine Orgel und eine kleine Sakristei, die bequem Platz für zwölf Personen bietet.

Eine fahrende Kapelle in einem Eisenbahnwagen besitzt der Erzbischof, der die Pilger nach Lourdes befördert. In dieser Kapelle darf auf besondere Erlaubnis des Papstes Messe gelesen werden. Hinter diesem in eine Kirche verwandelten Eisenbahnwagen befindet sich ein zweiter Wagen, der mit einer Anzahl von Betten auf Springfedermatratzen, einer Apotheke und mit allen kirchlichen Instrumenten ausgestattet ist und ein vollständiges Hospital darstellt.

Bei San José in Kalifornien kann man in einem hohlen Mammutbaume von 30 Fuß im Umfang eine Kirche bewundern, in der 25 Personen den Worten ihres Predigers lauschen können. Diese Baumkirche hat unterhalb der Kanzel eine Ausbuchtung für den Altar und eine kleine Orgel.

Ein bemerkenswertes Gotteshaus befindet sich auch in einer wilden Gegend der südamerikanischen Küste. In einer großen Höhle eines steilen Felsens ist eine kleine Kirche errichtet worden, die Platz für 30 Personen hat. Um die Kirche zu erreichen, muß man eine eiserne am Felsen befestigte Leiter hinabklettern, und die Gläubigen, welche diese gefährliche Reise machen, laufen das Risiko, von den Wellen hinweggeschwemmt zu werden. Es ist häufig vorgekommen, daß hohe Wellen die eiserne Tür der Kirche aufsprangen und ihren Weg bis ins Innere fanden. Infolgedessen steht jetzt immer ein Wächter an einem der Fenster, der ein Signal geben muß, wenn eine hohe Sturzwelle naht. Sobald sein „Hallo“ gehört wird, klettern alle in der Kirche anwesende Gläubige auf die Sitze, damit, wenn die Woge den Eingang in die Kirche erzwingt, ihre Anzüge nicht durchdringt werden.

Eine eigentümliche Kirche befindet sich ferner in St. Gwynn, an der Küste von Südwales. Sie ist vollständig von hohen Felsen umgeben, und der Weg zu ihr führt über rauhe Steinstufen, die in die Felswand eingehauen sind. Der Sage nach liegt unter der Kirche ein Ritter von der Tafelrunde begraben.

Aus Deutschland seien mir kurz noch zwei merkwürdige Kirchen erwähnt; nämlich die berühmte evangelische Kirche bei Oberstein im Naheetal, die, aus dem 12. Jahrhundert stammend, vollständig in Felsen eingehauen ist, und die schwimmende Kirche auf den Gewässern des Spreengebiets, eine Neugründung, bestimmt, den Schiffen das Wort Gottes auch auf dem Wasser entgegenzubringen, wenn sie verhindert sind, am Lande eine Kirche aufzusuchen.

Denkspruch.

Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsanwalt in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Schiller.

